Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 227 (1954)

Artikel: Das Scherflein der Witwe
Autor: Huber, Helmut
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656457

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Scherflein der Witwe

Von Helmut Huber

Als die ersten Altweibersommerfäden über die feurig und weinrot werdenden Sauerdornbüsche flimmerten, mußte Antonia Spinnler ins Spital. Sie hatte sich lang und tapfer gewehrt, brav und geduldig Heidelbeerblättertee getrunken und, solang er grünte, alle Tage eine Schüssel voll Bärlauchsalat gemacht, wie's alte Kräuterbücher gegen die Zuckerkrankheit empfehlen, aber nun stak das böse Übel doch dermaßen im Blut, daß nur noch eine streng kontrollierte Insulinkur dem äußerst brüchig gewordenen Lebensfaden eine ungewisse Verlängerung geben konnte.

„Eigentlich dürfte er leicht und schmerzlos abreißen", sann die siebzigjährige Witwe mit müde lächelnder Resignation, „wie groß ist schon der Rosenstock auf dem Grabe meines seligen Mannes, und alle drei Kinder haben mich zur Großmutter gemacht. Ach Gott, wozu tauge ich noch? Kaum zum Stricken und Flicken mit meinen halbblinden Augen!"

Auf Antonias plattem Nasenrücken saß zwar eine allerneuste Starbrille und versuchte redlich, ihrer in verschwiegener Dürftigkeit sich selber zäh durchbringenden Trägerin den Broterwerb zu erleichtern; dennoch war für die einsame Alte das Leben schwerer und schwerer geworden, und konnte sie am Abend vier Franken als Einnahme verbuchen, den Erlös aus acht Strickstunden bei Nachbarinnen, so schlug ihr haperndes Herz so glücklich und zufrieden, daß Antonia sich aller Einsicht und Erfahrung zum Trotz einen gesüßten Kaffee gönnte oder eine ganze Tafel Milchschokolade, welche verführende Torheit sie natürlich bereits am nächsten Tage bitter büßen mußte.

Nun hatte sie sich auf den unerbittlichen Spruch des Arztes zum Tausch ihrer vier dunkeln Wände im Giebel eines alten Hauses am Dorfbach mit den hohen, hellen eines Spitalzimmers aufraffen müssen. Ein wenig erleichterte ihr den Entschluß die kluge Überlegung, daß sie ihrer Hausmeisterin keine Samariterdienste aufbürden dürfe. Fehlte den eigenen Kindern Zeit und Möglichkeit, sie zu betreuen, wie könnte man denn erst fremden Menschen zur Last fallen? Und für eine richtige Privatpflege mangelten Antonia alle Barmittel. Das letzte hatte sie ihren Kindern mitgegeben, ohne je etwas zurückzuempfangen, und sie fühlte ganz zu innerst, daß sie keinem in die moderne Stadtwohnung hineinsitzen dürfte, geschweige, daß sich eine der Schwiegertöchter der Mühe unterzogen, der alten Mutter Diätkost zu kochen. Ja, die gestrickten Gilets und Pullover und Strümpfe und Socken, die nahmen sie gern, zahlten auch zuweilen einen Zweifränkler über den Wollgarnpreis hinaus, aber ein warmes Ecklein für sie selbst, die für hübsche wärmende Sachen Tag und Nacht die Hände ablismete — nein, Antonia wagte nicht einmal zu fragen um diese zarte Aufmerksamkeit.

So blieb ihr nur der harte Weg ins Kantonsspital offen, in die billigste Klasse. Ehe sie dahin zog, überschlug sie die Kosten und prüfte ihr sorgsam fünfliberweise geäufnetes Sparbüchlein, packte es mit den nötigsten Habseligkeiten ein und murmelte, als sie die ausgewetzte düstere Holzstiege hinabtastete, um auf die Staatsstraße und nach dem Bahnhof zu gelangen: „Es wird reichen für ein Vierteljahr. Dann helfe ich mir wieder selber, oder der liebe Gott macht's gnädig mit mir. O, nur niemand und nichts schuldig bleiben! Niemand außer Gott etwas verdanken müssen!"

Antonia Spinnler gehörte in der Verschwiegenheit ihres Herzens zu denen, die nach der Heiligen Schrift das Lob des Herrn empfingen: „Ich weiß deine Werke und deine Trübsal und deine Armut — inwendig aber bist du reich!"

Jetzt lag sie bereits zehn Wochen in dem freundlichen, von der Nachmittags- und Abendsonne durchstrahlten Krankenzimmer, das sie mit einer vom Schlag gerührten, einseitig gelähmten, etwas jüngeren Leidensgefährtin teilte. Tagsüber standen Blumen auf dem Tischchen zwischen ihren weißen Betten und ließen vergessen, daß draußen der garstige Winter wieder einmal die Runde machte, und ging der Schlaf bis in die tiefen Nachtstunden an einem vorüber, so gewährten die Kopfhörer das herrliche Wunder leiser Musik. Und die Ärzte, ein betagter und zwei jüngere, und die pflegenden Schwestern waren so freundlich, so geduldig, auch wenn Antonia sich wie ein Häuflein Elend vorkam, als eine doppelseitige Lungenentzündung, verbunden mit Bauchwassersucht ihre letzten Kraftvorräte aufzehrte. Sie

Bern 600 Jahre im Ewigen Bund der Eidgenossen
Die Eröffnung der Feierlichkeiten wurde am 12. Juni 1953 durch die historischen Wachtfeuer, die sogenannten Chuzen, dem Bernervolk bekanntgegeben.

Photo Thierstein, Bern

jammerte mit keiner Silbe. Auf ihrem gelblichen Gesicht mit den trüben Augen lag ein seltsam zufriedenes Lächeln.

„Hanni," sprach sie leise zur Rotkreuzschwester, die ihr soeben eine Spritze gegeben, „es ist gut, hört das alles bald auf. Sie brauchen dann einen Menschen weniger zu plagen. Bin ich nicht bald ein Nadelkissen?"

Die gelähmte Nachbarin und die Schwester lachten herzhaft. „Wir wollen ja nur helfen", erwiderte diese dann, „und können's leider oft nur so."

„Ja, Ihr seid sehr lieb und gut zu mir altem Geschöpf gewesen," erklärte Antonia, „keins meiner Kinder hätte sich so meiner angenommen. Und bald mache ich Euch keine Mühe mehr. Lohn's Euch der Himmel!"

Die Schwester schwieg und sann: „Kaum tragen sie dich fort, so liegt eine andere gequälte Seele da. Das nimmt kein Ende. Wie seltsam ist das Leben!"

Antonia tastete mit ihren schlaffen Händen über die leichte Decke, als wollte sie so ihren gedunsenen Leib wegglätten. Wieder stand ein Lächeln auf ihrem farblosen Gesicht, in sonderbarem Widerspruch zur Bewegung der Hände. Sie sprach langsam: „Schwester, vielleicht kommt keins meiner Kinder her, bis alles vorüber ist. Macht keinen besondern Bericht, bitte. Ein Testament hinterlasse ich nicht. Über den paar Dingen, die zurückbleiben, sollen sie sich nicht zerzanken. Sagt ihnen das, bitte!"

Die Schwester nickte und drückte der Alten sehr leicht die Rechte. Antonia atmete tief und flüsterte: „Noch eins: Vermutlich begehren sie überhaupt nichts von meinen Sachen, die sind ihnen zu unmodern. Aber sie sollen's nicht für sich verganten. Ehren sie die Dinge nicht, so bringt ihnen das Geld auch keinen Segen. Die Schulkinder sollen im Dorf herumgehen und meine Habseligkeiten feilbieten und den Erlös in ihre Reisekasse stecken. Das ist mein letzter Wunsch und Wille."

Wieder drückte die Schwester der Kranken die Hand und versetzte mit dem Ernst eines feierlichen Gelübdes: „Keine Angst, liebe Frau Spinnler, für die Erfüllung Ihres Willens und Wunsches werde ich unbedingt sorgen, und ich hoffe, nicht auf Widerspruch zu stoßen."

„Ich danke Euch herzlich, vergelt's Gott", hauchte die Müde, kehrte sich schwer gegen die Wand und schlummerte gleich.

Beim nächsten Kontrollgang fand die Schwester Antonia entschlafen.

Die Erben ordneten die Kremation an und ließen die graue Urne im Grab des längst verstorbenen Vaters beisetzen. Auf den Gräbern lag noch Schnee, aber auf des Rosenstrauchs dunklen Zweigen schimmerten die ausgeruhten Knospen schon fein rötlich als zarte Verheißung neuen wundersamen Lebens.

Staunend, doch widerspruchslos, willfahrten die Erben dem letzten Wunsch ihrer armen Toten, und als die Schüler den Nachlaß Antonias von Haus zu Haus angeboten und verkauft hatten, lagen über vierhundert Franken in ihren kleinen Geldbeuteln, die sie stolz in die Reisekasse schütteten. Und zu Hause hüpften und schrien sie vor Begeisterung, als noch am selben Abend der alte Bachbenz, der als Sonderling merkwürdige Sprüche zu fällen pflegte, am Dorfbrunnen murmelte: „Noch prägt der Herr die Scherflein der Witwen, gottlob, sonst ginge die Welt am Geiz der Reichen zugrunde!" Und auf seine Anregung mußten die Schüler zum Rosenstock aufs Grab eine Birke pflanzen, damit deren goldene Blättchen erinnerten an die ‚goldene Spende' Antonia Spinnlers zugunsten der reisehungrigen Jugend.

Falsch verstanden

Der biedere König von Sachsen, Friedrich August, durch eine der Vorstadtstraßen Leipzigs schlendernd, erinnerte sich plötzlich, daß er in einer Stunde einer Hoffestlichkeit beiwohnen müsse und sein Gesicht — unrasiert sei. Rasch entschlossen trat er bei einem kleinen Volksfriseur ein (der ihn natürlich sofort erkannte) und ersuchte um schnellste Bedienung. Der Coiffeur, ganz aufgeregt über den hohen Besuch, zitterte ganz bedenklich mit dem Messer und 1 — 2 — 3 hatte der Monarch schon eine Schnittwunde auf der Wange! „Das kommt vom Saufen", meinte der König nervös. „Jawohl, Majestät, davon wird die Haut so spröde."